Nr. 101. 36. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 25. Februar 1907

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Hierzu „Ziehungs-Liste“ No. 5.

Geht schlafen!

T. W. Im preußischen Abgeordnetenhause ist in der vergangenen Woche den Berlinern der Rat gegeben worden, das nächtliche Luderleben zu lassen und sich zeitiger schlafen zu legen. Der Abgeordnete v. Schuckmann hat in seiner drastischen Weise die Beendigung dieser „Sauwirtschaft“ verlangt, und der Minister des Inneren hat beklagt, daß die Sucht, „schale Vergnügungen bis zum nächsten Morgen auszudehnen“, immer weiter zunehme. Herr v. Schuckmann sprach, wie der Peter vom Dorfe, der fern vom heimatlichen Froschteich nur Gefahren und Gespenster sieht. Herr v. Bethmann-Hollweg sprach mit jenem liebenswürdigen Skeptizismus, zu dem in solchen Fragen jeder Lebenskundige gelangen muß.

Die Rede, die Herr v. Bethmann-Hollweg am vorigen Donnerstag gehalten, war vielleicht das gedanklich Reichste und Freieste, was seit Langem in der preußischen Rumpel-Kammer gehört worden ist. Wie klug und klar behandelte Herr v. Bethmann die Probleme des Sittenlebens, wie ernst und durchdacht klang, was er von der „Naturmacht“ sagte, „der wir am letzten Ende doch alles verdanken“, und wie sehr unterschied sich diese beschauliche Weisheit von den Knallbonbonaphorismen anderer Redner! Es ist ein Jammer, daß ein so feingebildeter Mann zugleich ein so schwächlicher Minister sein muß, und daß hinter den aufstrebenden Gedanken nur lendenlahme Taten einherwackeln. Die Seele des Herrn v. Bethmann-Hollweg schwingt sich bisweilen „wohl in die Höh', juchhe“. Aber ein grauer bureaukratischer Aktenstaub fällt lähmend auf die schimmernden Flügelein.

Herr v. Bethmann-Hollweg erklärte, daß die Polizei nicht die Bürger ins Bett stecken könnte, und daß man dahin streben müßte, die Lebensgewohnheiten der Bevölkerung zu modeln. In der Tat, die Polizei, die sich des preußischen Bürgers bereits übermäßig liebevoll annimmt, kann uns schließlich nicht in den Schlaf wiegen, und die nächtliche Schwärmerluft kann nur durch Vernunftgründe bekämpft werden. Man muß — ohne viel Hoffnung auf Erfolg — diesen hartnäckigen Nachtschwärmern die Torheit ihrer Lebensweise zeigen, und man muß denen, die von „Großstadtleben“ sprechen, die Verkehrtheit ihrer Anschauungen klar machen. Ein stumpfsinniges Kleben an der Bierbank, eine fade Simpelei an Kaffeehaustischen und ein blödes Vegetieren in greulichen Mädchenkneipen gehören ganz und gar nicht zum Großstadtleben. Es sind, bei Lichte besehen, rechte Philistervergnügungen, und nur durch ihre erstaunliche Massenhaftigkeit erhalten sie einen großstädtischen Schein.

Die Redner des Abgeordnetenhauses haben mit Recht hervorgehoben, daß in anderen, älteren Großstädten eine so verbreitete Nachtbummelei nicht existiere. Es gibt in London und in Paris weit mehr verborgene Lasterhöhlen, als bei uns, aber jene Sittfleischnaturen, die ohne moralischen und selbst ohne unmoralischen Grund sich die Nächte um die Ohren schlagen, sind dort ganz unbekannt. In London ist der Lokalschluß polizeilich geregelt und Paris legt sich freiwillig bald nach dem Theaterschluß, wenig nach Mitternacht, zum Schlummer nieder. Selbst die meisten Ballokale — wie Bullier im Quartier latin — schließen um zwölf ihre Pforten, die Boulevard-Cafés werden bald nach ein Uhr geräumt, und nur hier und da auf Montmartre kann man ausgiebiger sumpfen. Verzweifelt und enttäuscht pflegen ausdauernde Reisende in Paris das Nachtleben zu suchen. Und ihre gespenstischen Schatten begegnen einander auf den Boulevards, wie die letzten Nachzügler der napoleonischen Armee in den russischen Einöden.

Das Bild, das sich um zwei Uhr morgens in der Friedrichstraße und in ihrer Umgegend darbietet, sieht sehr viel anders aus. Es ist um so unschöner, da zwar nicht die Göttinnen, wohl aber die Grazien fast vollständig ausbleiben. Gewöhnlich johlt, in respektvoller Entfernung von jedem Schutzmannshelm, eine Bande edler Jünglinge, und in diesem nächtlichen Krakeel entladet sich der ganze Vorrat an Freiheitsdrang, den diese Jugend besitzt. Aus diesen Nachtschwärmern, die aus qualmigen Venusbergen hervorkommen und am Morgen übermüdet keinen Gedanken zu fassen vermögen, entwickelt sich das, was man die „Stützen der Gesellschaft“ zu nennen pflegt. Unter solchen Umständen erscheint es erklärlich und beinahe unvermeidlich, daß die preußische Politik, die der feinsinnige Bethmann-Hollweg leitet, einen so ungemein verschlafenen Eindruck macht.

---

* Seit Jahresfrist wurde wiederholt in verschiedenen, ersichtlich offiziös beeinflußten Auslassungen der Presse als das neueste und letzte Mittel zur Bekämpfung der „polnischen Gefahr“ eine Art **Enteignung des polnischen Grundbesitzes** angedroht. Man wußte, daß die Regierung sich mit der Absicht trage, die Machtvollkommenheiten der Ansiedelungskommission etwa in der Richtung zu ergänzen, daß man ihr das Vorkaufsrecht auf allen in polnischen Händen befindlichen Grundbesitz einräumen und ihr zugleich für den Fall unverhältnismäßig hoher Preisforderungen das Enteignungsrecht verleihen wollte. Derartige Hoffnungen auf der einen, Befürchtungen auf der anderen Seite wurden bestärkt durch die Thronrede vom 8. Januar, die zur Stärkung des Deutschtums in den östlichen Provinzen die „kraftvolle und beharrliche Durchführung der von der Staatsregierung eingeleiteten Maßnahmen“ als unbedingt notwendig bezeichnete und eine „entsprechende Gesetzesvorlage“ ankündigte. Wie wir von gut unterrichteter Seite hören, steht diese gesetzgeberische Aktion jetzt unmittelbar bevor, und zwar tatsächlich in der Gestalt einer „Enteignungsvorlage“. Die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses soll bereits in der vorigen Woche Besprechungen abgehalten haben, um die Stimmung ihrer Mitglieder für den Fall, daß die Regierung schon in Bälde mit der neuen Polenvorlage vor den Landtag tritt, zu sondieren. Daß der Freisinn ein solches Ausnahmegesetz mit aller Entschiedenheit bekämpfen wird, darf wohl schon jetzt als feststehend angenommen werden.

Clémenceau über Briand.

(Privat-Telegramm.)

L Paris, 24. Februar.

In einer Unterhaltung mit dem Journalisten Charles Laurent, die der „Rappel“ veröffentlicht, nimmt Clémenceau Gelegenheit, seine Ansicht über die Situation auszusprechen. Da der Artikel die wünschenswerte Klarheit verbreitet und dem Klatsch, der zwischen Clémenceau und Briand von neuem Unfrieden zu stiften suchte, ein Ende macht, seien die wesentlichen Sätze daraus wiedergegeben:

Clémenceau erklärte: „Briand ist nicht nur ein Mann von ungewöhnlich großer Begabung, er ist auch ein ganzer Mensch, ein gerader, aufrechter Charakter. Er geht seinen Weg mit Plänen, die ich begreife und unterstütze, aber auch mit Illusionen, die ich zwar bewundern, aber nicht teilen kann. Er glaubt, daß er durch seine persönliche, wahrhaft freiheitliche Methode die Kirche zum Abschluß dieses Vertrages bringen wird; ich fürchte, er kennt die katholische Kirche mit ihrem Hochmut schlecht. Was er am Dienstag in der Kammer sprach, war unser aller Meinung; wie er es sagte, das war ganz Briand, und es war bewundernswert wie immer. Aber der Erfolg dieser letzten Friedensversuche wird zeigen, ob seine Erwartungen sich erfüllen oder die meinen.“

„Und wenn der Vertrag nicht zustande kommt?“ fragte Laurent. „Dann wird auch kein Unglück passieren!“ antwortete Clémenceau. „Die Kirchen bleiben offen. Wir lassen die nötigen Reparaturen aus den beschlagnahmten Kirchengeldern vornehmen und halten im übrigen die Augen auf. Wir haben unseren Gegnern gezeigt, was wir unter Freiheit und Frieden verstehen. Wenn sie es nicht verstanden haben, aus unserer Haltung die Vorteile zu schöpfen, die ihnen geboten wurden, so ist das ihre Sache. Weiter gehen wir nicht. Die Kammer würde uns nicht folgen, und Briand selbst würde Halt machen. Wir waren es ihm schuldig, diesen letzten Versuch zum Frieden zu machen. Jetzt aber ist es zu Ende!“

* * *

Rom, 24. Februar. Wie der „Corriere“ aus Kurienkreisen erfährt, ist im **Vatikan** an Stelle des bisherigen Optimismus wieder tiefe Niedergeschlagenheit in der Beurteilung der französischen Dinge getreten. Nach dem Scheitern der Verhandlungen über den **Kirchenkontrakt** halte man den Abschluß eines modus vivendi für immer unwahrscheinlicher.

Russisches Elend.

Herr Stolypin sucht gegen die Schwierigkeiten, denen er absolut nicht gewachsen ist, mit allerlei kleinen Mittelchen anzukämpfen. Um einen Teil der Last von seinen schwachen Schultern abzuwälzen, will er jetzt einen neuen Minister des Inneren ernennen, der natürlich von ihm, dem Ministerpräsidenten, abhängig sein würde. Dieser neue Minister dürfte vor allem die Aufgabe haben, die Regierungspolitik des Herrn Stolypin der Duma gegenüber zu vertreten, da Herr Stolypin die allzu häufige Berührung mit dieser stark oppositionell gefärbten Duma zu scheuen scheint. Einem Telegramm des „Matin“ zufolge hat der Zar die Schaffung des neuen Ministerpostens bereits genehmigt.

Während man in Petersburger Regierungskreisen das Heil in solchen Bureauveränderungen zu finden hofft, wächst an allen Ecken und Enden des weiten Rußlands das Elend. Unser Petersburger R-Korrespondent depeschiert uns:

Im Gouvernement Kasan **verkaufen** die tatarischen notleidenden Bauern **ihre Töchter,** um sich vor dem **Hungertode** zu retten. Wie festgestellt worden, wurde im Dorfe Dauschewo das Mädchen Hafsia, 19 Jahre alt, für hundert Rubel verkauft; auf der Bahnstation Burnaschewow wurden die Mädchen Bibi Saireu, 18 Jahre alt, für 60 Rubel, Giss Benat, 20 Jahre alt, für 60 Rubel, Leila Beder, 22 Jahre alt, für 60 Rubel, Schamsai, 17 Jahre alt, für 70 Rubel verhandelt. Im Dorfe Srednii Baltai verkaufte man das Mädchen Bibi Asma, 17 Jahre alt, für 100 und Hamela Isa für 120 Rubel. Nach Angaben der Väter wurden diese Mädchen von Kurkmenen aufgekauft und nach dem Kaukasus geschafft. Die Not hat eine derartige Höhe erreicht, daß Skorbut und Typhus fast in jedem Dorfe wüten.

Und ein Privat-Telegramm aus Bukarest meldet uns:

Zahlreiche russische Judenfamilien flüchten aus **Kischinew** an die rumänische Grenze, weil eine Wiederholung der grausamen

Diskrete Indiskretionen.

Neues vom Theater.

Ich stelle eine Doktorfrage. Ist es eine Sünde, wenn der Schauspieler, der — einem on dit zufolge — ja noch immer der Träger eines künstlerischen Berufes ist, sich die ewige Eintöne einer endlosen Serie gleichartiger Vorstellungen dadurch behaglicher macht, daß er sich auf der Bühne hier und da ein kleines Späßchen erlaubt? Bevor das geschätzte Parkett anfängt, Jeter und Mordio zu schreien, möchte ich zu bedenken geben, in welchem Zustande sich so ein leiblich geistig geschulter Mensch befinden muß, der an zweihundert „aufeinanderfolgenden Abenden“ den zweiten Liebhaber in „Haben Sie nichts zu verzollen?“ oder meinetwegen sogar den Graziano im „Kaufmann von Venedig“ dargestellt hat! Sicher auf jener Scheidegrenze, wo das Lebewesen aufhört und der Automat anfängt. Die Uhr schlägt acht, und die menschliche Maschinerie beginnt ihren Takt abzuschnurren. Daß in solcher Situation, deren Barometer direkt auf Verblödung“ zeigt, ein lustiges Extemporе für den Mimen eine wahrhafte Erfrischung, eine Naturwendigkeit bedeutet, das werden mir wohl auch diejenigen zugeben, die selbst von der 275. „Sommernachtstraum“-Aufführung die Würde der ersten fordern. „Ich muß mir hier und da wenigstens eine kleine Textvariation gönnen,“ sagte mir neulich ein auch in die spanischen Stiefel so einer permanenten Serie eingezwängter Berliner Menschendarsteller, und wenn ich auch nur einmal statt Himbeergelee Erdbeermarmelade sage.“

So bescheiden in ihren Exzentrizitätchen sind nun freilich nicht alle unter den Kollegen und Kolleginnen jenes jungen Schauspielers. Fußend auf die alte Theaterregel „das Publikum merkt nie etwas“ — Seien Sie überzeugt, es merkt wirklich nichts ... leisten sie sich als Universalmedizin gegen die Erschlaffung der immer auf dieselbe „Walze“ eingestellten Nerven und das Verrosten der Teilnahme an der immer reizloser werdenden Aufgabe auch derbere Improvisationspäße. So betrat neulich einmal einer der venetianischen Nobili aus der Umgebung Antonios, des Kaufmanns die Bühne, um — zum Gaudium der ersten Parkettreihe — angesichts eines bekannten Kopfes, den er da unten im Publikum erblickte, laut in die mehr wienerisch als italienisch akzentuierten Worte auszubrechen. „Jesses, der Rudi!“ Aber im sagenhaften Sizilien geht's noch munterer zu als im Venedig der Renaissance. Und der genius loci schmunzelt vergnügt, wenn Perdita gerade im Moment, da Mama Hermione ihre marmorne Existenz wieder aufgibt und zu Fleisch und Bein wird, sich darauf besinnt, daß sie die Fähigkeit besitzt, die originellste Theaterdirektorin Berlins zu kopieren und ihre Mutter im tragischsten Sennerinnendeutsch der oberen Charlottenstraße begrüßt. Die Konsequenz: Hermione lächelt. Aber das würde sie sicher auch ohnedies getan haben.

Ich sagte es schon: nur der Philister wird, wenn es sich um eine kleine Witzimprovisation und nicht um eine methodische Störung künstlerischen Ernstes handelt, streng die Brauen hochziehen und die armen Sünder in Acht und Bann tun. Denn solche kleinen faschingsmäßigen, ganz intimen Ausflüge zur Belustigung der Mitwirkenden auf der Bühne waren, sind und werden ewig sein. Und die köstlichsten enthält sicher die Berliner Theatergeschichte der letzten zehn Jahre. Da betritt im damals noch einzigen Schiller-Theater des Ostens ein Benvolio nach Tybalts Tode eilfertig die Szene. Aber statt atemlos zu rufen: „Flieh Romeo, die Bürger sind in Wehr ...“ brüllt er mit Stentorstimme: „Flieh Mortimer, flieh, alles ist verloren ...“ und hat den Erfolg, daß sein Romeo wirklich schneller von der Bühne verschwunden ist, als es sonst in diesem Augenblicke der Fall zu sein pflegt. An einem anderen Abend geht im „Zell“ der Vorhang über der Sterbeszene Attinghausens empor und zeigt das Antlitz des edlen Greises, unmittelbar vor Abschluß seiner irdischen Existenz, in ein besonders herzliches Lächeln getaucht. Auch wird es ihm schwer, die große Rede an sein Schweizer Volk stilgerecht zu bringen. Schuld hatte freilich nur der böse Walter Fürst, der seinem Landsmann, kurz bevor die Gardine sich hob, aus unbekannten Gründen, vielleicht zum Aufstieg zu den Sternen, einen Gebirgsstock in die Hand drückte und ihn mit der weniger schweizerischen als populär berlinischen Anrage belästigte: „Hast du schon mal 'n kleinen Schutzmann gesehen?“ Von dieser Frage wurde die Melancholie der Szene dann übrigens so stark beeinflußt, daß Attinghausen effektiv vergnügt starb und in dem ihm zu Füßen knienden Rudenz im wahrsten Sinne des Wortes einen „lachenden Erben“ hinterließ. Aber die fidelste Inhaltsvariation hat doch ein ehemaliger Manne Otto Brahms „verfaßt“, der heute an seinem eigenen Theater ähnliche Ausschweifungen natürlich mit den strengsten Strafen belegen würde. „Fuhrmann Henschel“, vierter Akt, kurz vor der Erkenntnis des betrogenen Ehemannes. Der Knecht Hauffe — von dem Attentäter dargestellt — hat eben Henschel Wilhelm Hannes Sünde enthüllt, und der Fuhrmann will den alten Keifer dafür belohnen, indem er ihn — ganz wie bei den vorherigen Aufführungen — aus der Wirtsstube hinauswirft. Schon nähert sich Rittmeer dem Beleidiger, die Zähne in die Lippe gebissen, die Fäuste griffbereit gespreizt, da sagt Hauffe plötzlich, indem er ganz gemächtlich aufsteht: „Nu laß man och. Du wirst mich heite ni rausschmeißen. Du nich ... un ke anderer darbie, da geh ich lieber von selber!“ Und verläßt das Zimmer zur selbigen Stunde .... Die folgende Auseinandersetzung zwischen dem Ehebaar Henschel wollte an diesem Abend gar nicht in dramatischen Fluß kommen. Denn auch hier lauerte das Gespenst des Gelächters in den Ecken der Bühne. ...

Das Requisit regiert jetzt das Theater. Der Glanz der Dekorationen blendet das Auge und macht es stumpf, wo es gilt, die schauspielerische Leistung zu zensieren. Und die mangelnde Fähigkeit der Darsteller versteckt sich schämig hinter der strahlenden Pracht der kostbaren Kostüme und der Mauer des „echten“ Bric à Brac, dessen Bedeutung im einzelnen dem unkundigen Thebaner oft genug völlig unerfindlich ist. Freilich wird auch die Einrichtung des Zuschauerraumes immer komplizierter, und die Fülle der Sicherheitsvorrichtungen, Türen, Klingeln wird so umfangreich, daß ein Unbefangener heute wirklich zuweilen nicht mehr weiß, wie oder wohin er sich eigentlich mit Hilfe dieser Pforte und jener Alarmglocke retten soll. Hervorragende Zeitgenossen scheinen in solchen Details sogar besonders schlecht orientiert zu sein. Ein jüngerer Herr sehr vornehmer Abkunft, der den Berliner Bühnenvorgängen neuerdings rege Aufmerksamkeit schenkt, geriet neulich abermals in die Prozeniumsloge eines momentan auf geschichtlichen Wegen wandelnden Theaters. Natürlich beachtet er eifrig die Vorgänge der schön dekorierten Szene. Aber, da seine Augen alles sehen, so entgeht ihm auch nicht der seltsam geformte Druckknopf im Inneren seines sonst vom Direktor selbst benutzten Logenkabinetts. Er fragt den Direktor und der erklärt bereitwillig die vielfältige Bestimmung dieses Knöpfchens. Eine Berührung mit der Hand: und draußen rollt der eiserne Vorhang herunter, auf der nächsten Feuermeldestelle rasselt der Telegraph, und in wenigen Minuten ist der Feuerwehrzug zur Stelle .... Man weiß, daß der hier in Frage kommende Theatervorstand sonst höheren oder gar allerhöchsten Befehlen gegenüber seine Pflicht kennt. Hier aber mußte er doch einmal den rocher de bronce spielen und eine Bitte abschlagen. Und er blieb standhaft, so sehr ihn auch sein Gast anflehte, einmal, aber auch nur ein einziges Mal aufs Knöpfchen drücken und das Räuberwerk in Aktion treten lassen zu dürfen. Denn der Direktor vermutete mit Recht, daß im Momente des Druckes auf den Knopf und seiner Folgeerscheinungen auch das Publikum sich selber gedrückt und den Weg zu diesem geräuschvollen Tempel der Kunst sobald nicht zurückgefunden haben würde ...